



Friedrich Paul Riemann

Friedrich Paul Riemann

Wenn ich mich vorstellen darf, ich bin Friedrich Paul Riemann, aber alle nennen mich nur Fritz, deswegen könnt ihr mich auch so nennen. Ich bin am 7. Oktober 1896 in der Stadt Essen geboren.

Meine Mutter Julie und mein Vater Ludwig waren angesehene Leute, weswegen ich eine gute und privilegierte Erziehung genießen durfte. Die meiste Zeit als Kind habe ich mit meinen zwei Schwestern Hildegard und Eleonore an der Ruhr verbracht. Die Ruhr ist ein wunderschöner Fluss, der durch Essen fließt.

Leider erkrankte ich sehr früh - die Folgen waren eine Sehnenverkürzung an meinen Beinen. Meine Eltern setzten sich sehr für mich ein und ließen mich operieren. Leider wurden meine Beine nicht komplett geheilt, aber es wurde danach ein wenig besser. Probleme hatte ich trotzdem, ich konnte nicht lange laufen oder stehen. Aus diesem Grund war meine Schulzeit eher mühsam. Ich durfte zwar ein Gymnasium besuchen, aber trotzdem guckten mich alle abwertend und verletzend an, dass ich kaum Motivation hatte dort hinzugehen. Schule war langweilig, ich wollte raus in die Welt und was erleben.

Als 1914 der Krieg ausbrach, meldete ich mich als Soldat und diente Deutschland. Anfangs habe ich es als riesiges Abenteuer gesehen. Doch im Nachhinein war die Zeit dort sehr schwer für mich. So ganz ohne Familie und ohne eine Sicherheit irgendwann wieder anzukommen. Mein großer Traum Pianist zu werden wurde immer kleiner. Ungewissheit und Angst haben mich kaputt gemacht. Dass ich dieses Gefühl noch einmal haben werde, war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar.

Dank sei Gott bin ich lebend aus dem Krieg gekommen. Schön war die Zeit danach aber nicht: Ich fiel in ein tiefes und dunkles Loch, wurde krank und wollte mit niemandem mehr reden. Zudem wurde ich in dieser Zeit von einem mir überlegenden Mann körperlich missbraucht, was nur noch mehr dazu führte, dass ich mich selber nicht mehr akzeptiert habe. Ich war so am Ende und versuchte leider nicht nur einmal mich umzubringen. Meine Familie machte sich Sorgen und wollte mir helfen.

Sie brachten mich schlussendlich nach Lobetal, in die Hoffnungstaler Anstalt. Dort wurde ich mit offenen Armen aufgenommen. Ein kleiner Lichtblick. Die ganze Zeit über übernahmen meine beiden Schwestern die Kosten dafür. Der Einstieg war für mich herausfordernd. Der Gedanke, dort mein ganzes Leben zu verbringen, betäubte mich. Ich war doch gerade erst 34 Jahre alt. So blieb ich zurückhaltend, still und beobachtete zunächst aufmerksam meine Umgebung.

Im Frühjahr 1930 hatte meine Arbeit draußen begonnen. Schnell bemerkten wir, dass dies zu anstrengend für mich war. So wechselte ich ins Büro, wurde Kartograph und konnte meine Fähigkeiten beweisen. Nach einiger Zeit hatte ich 10.000 Karteikarten im Kopf.

Als ich mich gut integriert fühlte, konnte ich auch zeigen, wofür

ich mich noch interessierte: So mochte ich besondere Cremes und Puder, das war bekannt. Ab und zu trug ich sogar Kleider, da es mir Spaß machte, mich schick zu machen. Ich habe mich gerne mit anderen Männern unterhalten und besuchte gelegentlich Freunde in Berlin. Mir gefielen einfach die Verbundenheit und Offenheit, die ich gegenüber Männern hatte. Leider war meine Art und Weise nicht für alle selbstverständlich, mir wurde dafür auch weniger Taschengeld gegeben und es folgten viele Gespräche, doch ich wollte zu mir stehen. Ich mochte jeden Einzelnen dort. Auch zu meinem Hausvater Richard Striedick konnte ich Vertrauen aufbauen und mich öffnen.

Als plötzlich meine Eltern starben, brauchte ich erstmal eine Auszeit und zog zu meiner Schwester nach Essen. Tiefe Trauer überkam mich. Es entstanden viele Probleme mit dem Erbe und somit auch Geldprobleme. Meine Schwestern mussten zusätzlich zu ihren Familien auch für mich sorgen. So galt es für mich, wieder nach Lobetal zurückzukehren: Alle in Lobetal waren rücksichtsvoll und empfingen mich herzlich. So richtig gut fühlte ich mich aber nicht.

Um meiner Familie zu zeigen, dass ich aus meinem Leben noch etwas machen möchte, versuchte ich bei zwei anderen Arbeitsstellen außerhalb von Lobetal zu arbeiten. Doch ich konnte mich nicht beweisen. Die Arbeit war für mich zu anstrengend und schnell vermisste ich auch die Büroarbeit in Lobetal. Bedrückt von meinem Versagen war es für mich umso schöner als ich wusste, dass mich die Leute in Lobetal so akzeptierten wie ich bin. So verbrachte ich ganze zwölf Jahre dort, voller schöner und schwerer Momente. Bis zu dem Tag meiner Verhaftung.

Mit den Worten „Schwuchtel, Abschaum, Ekelhafter“ ließen mich die Polizisten für ein ganzes Jahr in einer Zelle allein. Ich fühlte mich erneut abgestoßen. Warum werde ich hier festgehalten? Ich habe niemandem etwas getan, ich fühle mich normal. Komme ich jemals wieder hier raus?

Viele Fragen quälten mich. In der Zeit blieb ich mit meinem Hausvater und meinen Schwestern in Briefkontakt. Diese Kontakte ließen mich für einen Moment vergessen, wo ich war und hielten mich am Leben.

Am 13. Juli 1943 entschied das Sondergericht 5, mich zum Tode zu verurteilen.

Meine Versuche bei dem Oberpräsident Gnade zu erbeten waren vergebens. Auch Pastor Braune hatte keine Chance. Ein Leben voller Hochs und Tiefs. Viel zu kurz.

So war also mein Urteil mit 46 Jahren geschrieben.

Ich, Friedrich Paul Riemann, starb am 07. September 1943, 20:15 Uhr durch den Strang in Plötzensee, Berlin - als Grund angegeben: „widernatürliche Unzucht“ und „gefährlicher Gewohnheitsverbrecher“.



Hans Heinrich Festersen

Hans Heinrich Festersen

Mein Name ist Hans Heinrich Festersen. Am 1. Oktober 1907 wurde ich in eine sehr liebevolle kleine Familie hineingeboren. Wir wohnten im beschaulichen Berlin-Friedenau und meine 2 Jahre jüngere Schwester Ruth Marie und ich mochten es sehr, unserem Vater Friedrich dabei zuzusehen, wie er in seiner Töpferei im Norden Schönebergs seinem Kunsthandwerk nachging – bis 1915 war dies möglich. Zusammen mit unserer Mutter Sarah führten wir ein fast unbeschwertes Familienleben - fast: wenn da nicht seit meiner Geburt diese ärgerliche Kinderlähmung gewesen wäre – an beiden Beinen teilweise gelähmt, brauchte ich stets Gehilfen und bestimmte Einlagen aus Leder in den Schuhen. Waren sie durchgelaufen, bedeutete es solange Bett-Ruhe bis Ersatz gekauft wurde.

Wie gut, dass meine Mutter frühzeitig meine Hände förderte – ich lernte schon als Kind Klavier zu spielen. Musik überhaupt war mein Leben. Ich erlernte, Klaviere zu stimmen und war bis zum 11. Februar 1929 als Klavierstimmer tätig und beteiligte mich am Geldverdienen der Familie. Das war wichtig, da meine Mutter nun Witwe war: unser Vater war im 1. Weltkrieg als Soldat gefallen.

Wegen der Kinderlähmung hatte sich meine Mutter frühzeitig über heilpädagogische Methoden informiert und ermöglichte mir eine zweijährige Therapie im neuen Zentrum für Heilpädagogik in Jena „Sophienhöhe“. Leider blieb die Lähmung als solche und verursachte mir weiter Einschränkungen in meinem Alltag.

Bei meiner Verhaftung später sagte man mir nach, ich sei homosexuell – bin ich's? Was soll ich dazu sagen – durch meine jahrelangen Unterkünfte in sogenannten Bewahranstalten, Arbeitskolonien, Heimen war ich immer nur mit Männern zusammen: unter einem Dach, in einem Zimmer, in einer Baracke, in einer Zelle - bei der Arbeit wie auch im privaten. Als Frauen gab es nur meine Mutter und meine Schwester in meinem Leben, sie bedeuteten mir sehr viel. Für andere Begegnungen fehlten mir fast die Gelegenheiten. Ich habe Freundschaften zu Männern gefunden, denen es ähnlich ging wie mir. Es war gut, nicht allein zu sein – die Einsamkeit war sonst das Schlimmste. Nicht nur einmal dachte ich an Selbstmord – ein ernsthafter Versuch schlug fehl – ein anderes Mal wurde gesagt, ich hätte einen kleinen Brand gelegt, habe ich das?

Unsere Mutter Sarah war Jüdin. In ihren Briefen mit offiziellen Personen und Ämtern unterschrieb sie bei den Nazis zur Sicherheit lieber mit „Sonja“. Mein Vater war getaufter Christ. Ich bin nicht getauft, aber von meiner Mutter sehr vertraut in der Synagoge. Ich vertraue auf Gott, den Gott Israels und ehre seine Gebote. Unserer jüdischen Tradition nach bin auch ich Jude. „Mischling“ haben mich die Nazis genannt, als wenn ich zu einer neuen „Hunderasse“ gehören würde. Sie steigerten sich in ihrer interessanten Ausdrucksweise noch und nannten Menschen wie mich „Mischlinge 1. Grades“ – als wenn es sich um eine Art „Verbrennung“ handeln würde.

Mit 23 Jahren bin ich am 24. März 1931 in den Lobetaler Anstalten aufgenommen worden: erst in der Pensionär-Abteilung mit Pflegebedarf, dann in der Baracke. Ab 1936 arbeitete ich so gut es ging in der Arbeitskolonie mit - die Garten- und Feldarbeit war nun mein Bereich, Aufstehen ab 5.30 Uhr morgens -

später zerkleinerte ich auf dem Holzplatz Reißig oder arbeitete im Winter in den Werkstätten und zählte Tabletten ab.

Eigentlich wollte mir meine Mutter das Klavier mitgeben, es hätte im Pensionärsheim stehen können – aber dafür war wohl kein Platz. Dafür war das wunderbare Koffergrammophon mein Begleiter mit meinen Lieblingsschallplatten – als ich einmal mit dem Grammophon bei unserem Hausvater und seiner Familie zu einem Kaffeekränzchen eingeladen war, mochten wir alle klassische Musik, bei der neuesten Jazzmusik unterschieden sich unsere Geschmäcker dann doch sehr

Tatsächlich hätte meine Mutter mich am liebsten zuhause behalten, aber neben ihrer Witwenrente hatte sie nicht genug Geld für uns alle – es waren schwere wirtschaftliche Zeiten für die meisten Menschen in Deutschland – und sie konnte mich nicht allein pflegen. Somit begann meine schwierige „Wanderung“ durch verschiedene Anstalten Ende der 20er Jahre: vor Lobetal war ich in „Wittenau“ – was damals soviel wie die „Irrenanstalt von Dalldorf“ war, eine psychiatrische Klinik, die spätere Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik in Berlin-Reinickendorf. Diese „Nervenheilanstalt“ hatte aber manch gute Ärzte.

Sehr eingeeengt war ich in der Bewahranstalt Lichtenberg - das Bezirksamt hatte mich dorthin geschickt bis meine Mutter mich endlich wieder nach Lobetal bringen lassen konnte. Lichtenberg, das hatte mir nicht gutgetan – danach ging es mir deutlich schlechter. Hatte das Bezirksamt dies extra gemacht, um Kosten für mich zu sparen oder was stand als Interesse dahinter?

Als meine Mutter im Sommer 1939 verstarb, änderte sich viel für mich, obgleich meine Schwester Ruth sich ebenso einsetzen wollte. Aber mir fehlte der Vormund – ein „Berufspfleger“ war nicht das gleiche. Seitdem hörte ich häufiger die Worte: „schwachsinniger Krüppel“, „Insasse“, „sittlich verwahrloster Mensch“, „schwieriger Querulant“... nun war ich Vollwaise... Gerade noch war ich bei meiner Schwester Ruth auf Urlaub gewesen – dann kam ich nach Lobetal zurück. Im Oktober 1942 war plötzlich alles anders:

Die Kriminalpolizei von Berlin tauchte in Lobetal auf – eigentlich ein geschützter Raum für uns alle, die wir dort lebten – und führte Verhöre durch: mit anderen Kollegen und mir – es war entwürdigend. Sie unterstellten uns „widernatürliche Unzucht“ und „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ zu sein. Sie legten uns zur Last, intime Beziehungen und Freundschaften zu anderen Männern unterhalten zu haben.

Wir wurden am 12. Oktober 1942 verhaftet: Fritz Lemme, Ernst Hirning, Friedrich Riemann und ich - abgeführt in das Untersuchungsgefängnis Moabit in der Lehrter Str. 3.

Am 13. Juli 1943 verurteilte uns das Sondergericht V am Landgericht Berlin zum Tode.

In der Nacht zum 8. September 1943 schließlich wurden wir im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee erhängt – um 0.01 Uhr stellten sie meinen Tod fest... in diesen sogenannten „Blutnächten“ ermordeten sie auch meine drei Mitgefangenen aus Lobetal



Fritz Lemme

Fritz Lemme

Mein Name ist Fritz Lemme, und ich wurde am 18. August 1909 als Sohn von Anna und Bruno Lemme geboren. Als Schüler erkrankte ich an einer Blutvergiftung, was zur Amputation eines Armes führte. Ab 1932 lebte und arbeitete ich in den Hoffnungstaler Anstalten Lobetal. Am 11. Dezember 1941 wurde ich von der Reppeiner Polizei festgenommen, die mich allerdings schnell wieder freiließ.

Im Jahr 1942 ging ich heimlich aus Lobetal weg, da ich sehr oft vom Hausvater aufgrund meiner Homosexualität ermahnt wurde. Als im Oktober 1942 die Berliner Kriminalpolizei anfang, im Auftrag des Homosexuellenreferats im größeren Stil gegen Homosexuelle zu ermitteln, wurde auch ich - zu diesem Zeitpunkt war ich in Berlin wohnhaft - festgenommen, da ich intime Beziehungen zu anderen Männern aus Lobetal unterhalten hatte. Mit mir wurden auch noch drei andere Männer aus Lobetal festgenommen: Hans Heinrich Festersen, Ernst Hirning und Friedrich Riemann. Im April kam dann die Anklage gegen uns. Obwohl wir vermindert schuldig waren und auch noch keine Vorbestrafungen hatten, wurden wir wegen, laut den Nazis, „widernatürlicher Unzucht“ als „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ zum „Tode durch den Strang“ verurteilt.

Nicht einmal der Lobetaler Pfarrer Paul Gerhard Braune konnte das verhindern. Ich und die anderen drei wurden während der sogenannten „Blutnächte“ am 8. September 1943 im Strafgefängnis Berlin-Plötzensee hingerichtet. Nach meinem Tod, so hieß es, bemühte sich meine Mutter sehr, meine persönlichen Gegenstände zu sichern. Da ich diese allerdings nach Berlin mitgenommen hatte und in Lobetal nichts mehr war, konnte sie nichts erreichen. Die wenigen Dinge, die ich zurückgelassen hatte, wurden mir von Lobetal ins Gefängnis nachgeschickt. Meine Sachen sind wahrscheinlich in den vielen anderen persönlichen Sachen der Gefangenen untergegangen.



Ernst Hirning

Ernst Hirning

Ich bin Ernst Hirning, geboren am 9. Mai 1913 als uneheliches Kind. Meine Mutter ist Christiane Hirning, eine Kellnerin, und mein Vater ist Dr. Karl Ludwig Scherer, ein Rechtsanwalt. Aber ich lebte nicht mit ihnen, sondern bin in Anstalten und Heimen aufgewachsen, ein fürsorgliches und liebendes Elternhaus habe ich nicht kennengelernt.

Im Kleinkindalter bekam ich eine Hirnhautentzündung, welche meine linke Körperhälfte lähmte. Zuerst lebte ich im Adler Helma Heim in Dahlem. Meine Schulzeit verbrachte ich in Magdeburg-Cracau bei den Pfeifferschen Anstalten und wurde dort am 1. April 1928 als Konfirmand eingeseget. Ich fing an, das Stahlflechten zu lernen und kann Stühle sowie Körbe flechten und Bürsten binden. Ein Jahr später kam ich nach Lichtenrade in das Jugendheim Tannenhof. Dort half ich im Haushalt und erlernte das Gärtnern. Da ich mich immer nützlich machen wollte, durfte ich später als Laufjunge im Büro wichtige Nachrichten transportieren.

Von Lichtenrade ging es dann weiter zu einem Bauern in die Landwirtschaft. Dort habe ich die Gänse gehütet. Doch dies war nicht von langer Dauer, denn ich kam nach Stolberg bei Küstrin und verrichtete dort wieder schwere Gartenarbeit. Kurze Zeit später wurde ich betraut mit einer Kaninchen-Anzucht. Diese Arbeit hat mir extreme Freude bereitet. Doch mein Glück war nur von kurzer Dauer. Ich kam zurück nach Berlin, genauer nach Rummelsburg ins Bewahrungshaus, doch nicht als Bestrafung, sondern, um dort wieder Gartenarbeit zu leisten. Doch auch dort verweilte ich nicht lange, ich gelangte in eine Bastelstube und stellte Spielsachen für W.H.M. her.

Doch eine Station gab es noch: 1940 kam ich nach Lobetal. Hier konnte ich wieder im Garten und auf den Plantagen arbeiten. Trotz meiner körperlichen Einschränkungen habe ich mich immer nützlich gemacht und Pfarrer Paul Braune beschrieb mich als arbeitswillig, fleißig und auffällig fröhlich. Wäre ich körperlich gesund gewesen, hätte ich mich als Soldat gemeldet.

Am 12. Oktober 1942 aber wurde ich um 9 Uhr in Lobetal festgenommen. Sechs Tage später kam ich in Untersuchungshaft nach Plötzensee – bis zum 12. Juli 1943 war ich dort. Am 10. Juli 1943 wurde ich dem Sondergericht 5 in Berlin vorgeführt. Ich war mir meiner Straftaten nie bewusst. Ich war nie vorbestraft und sagte vor Gericht immer die Wahrheit. Doch auch die Wahrheit konnte mich nicht vor meinem Tod bewahren. Am 05. September 1943 um 21:15 Uhr hat mich das NS-Regime durch den Strang hingerichtet. Weder mein Vater noch meine Mutter schrieben ein Gnadengesuch - nur Pfarrer Braune versuchte es.